

Hans D. Barbier
Laudatio

Preisverleihung der Friedrich-August-von-Hayek-Stiftung
6. November 2005

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

was treibt eine junge Frau, die begeistert ist von der theoretischen Ökonomie, von Wissenschaftstheorie und liberaler Philosophie in die Alltagsarbeit der Wirtschaftsredaktion einer noch so bedeutenden Zeitung? Es wäre dem Genius des Ortes geschuldet zu sagen, es war die unsichtbare Hand in der spontanen Ordnung. Ich weiß es besser: Es war die sichtbare Hand in einem wohl abgesprochenen Arrangement, das folgendermaßen aussah: Irgendwann vor einigen Jahren – so furchtbar lang ist es noch nicht her – schrieb mir mein früherer Assistentenkollege Olaf Sievert, der mit mir der »Saarbrücker Schule« entsprang, in einem Brief in die Redaktion: »Lieber Herr Barbier, was Sie da alles machen« – er meinte nicht mich, sondern die Redaktion – »ist ja wunderschön, aber ich denke doch, Sie können immer mal wieder jemanden zur Verstärkung brauchen. Ich hätte da eine junge Frau, sehr begabt für Ökonomie... Ich füge allerdings hinzu, sie ist auch kapriziös, aber damit werden Sie schon zurechtkommen. Darf sie mal zu Ihnen kommen?«

Mit diesem Brief ging ich zu dem mir befreundeten und vorgesetzten Herausgeber Jürgen Jeske, der auch heute unter uns ist, und sagte: »Jürgen, wir sollten den Mut haben. Wir hatten den auch sonst immer.« »Ja«, sagte er, »natürlich. Her mit der Dame!«. Und so kamen wir dann an diese Dame. Sie besuchte uns, und es stellte sich heraus, dass wir sie gerne sofort einstellen wollten. Sie hatte keine Ahnung von Redaktionsarbeit, aber es war bei uns üblich, dass wir das sozusagen »nachlieferten«.

Sie sagte ja; sie würde gerne kommen. Sie wolle nur noch eben promovieren. Als ich daraufhin, an meine eigene Promotionszeit denkend, sagte »Oh Gott, an welche Zeiträume denken Sie?«, antwortete sie, wenn sie ein Ziel habe, dann gehe das auch ziemlich rasch. Und in der Tat, so war es. Sie ging an den Genfer See und promovierte auf französisch über den deutschen Finanzausgleich. Wenn rund um den Genfer See Englisch gesprochen würde, hätte sie das auf Englisch gemacht, und wenn dort Spanisch gesprochen würde, hätte sie es auf Spanisch gemacht. Gleichzeitig absolvierte sie im Briefverkehr – und das ist nicht übertrieben – auch noch eine Art Volontariat.

Sie bestand nämlich darauf, dass sie, wenn sie dann wieder zu uns zurückkommen würde, nicht nur promoviert sei, sondern bereits das Redaktionshandwerk, zumindest die Art und Weise, wie wir schreiben, einigermaßen beherrschen würde. Wir vereinbarten mit ihr, dass sie in der Zeit, die sie in Genf sei, einige Buchbesprechungen machen könne, wiesen aber darauf hin, es könne sein, dass wir gelegentlich anriefen und sagten, die Form sei noch nicht ganz so, wie wir uns das vorgestellt hätten, sie möge nicht böse sein.

Nein, sie war nicht böse, sie lud uns ein, dies wirklich zu tun. Und in der Tat, so war es. Aus der Ferne hat sie durch sehr viele Buchbesprechungen gelernt, wie man die eigenen Gedanken in ein schönes, aber immerhin einer Tageszeitung angemessenes Deutsch und in eine entsprechende Form bringt. Und als sie wiederkam, war sie eine schon halbwegs fertige, freilich junge Journalistin.

Sie wurde sehr schnell zu dem, was man heute eine »Netzwerkerin« nennt. Das heißt, sie wurde sehr schnell zum Mittelpunkt eines Netzes von über die ganze Welt verstreuten Insti-

tuten, Stiftungen, Lehrstühlen, Forschern, Zirkeln. Sie hat über diese Aktivitäten die Freiburger Schule nie vergessen, und so wurde auch in den Vereinigten Staaten und in England bekannt, dass sie auf eine ganz besonders angenehme Weise liberal ist, jedenfalls in der Theorie. Sie wurde bald die Journalistin, an die sich die Wissenschaft wandte, wenn sie eine kompetente, aber verständliche Darstellung nach außen suchte.

Es ist ihr sogar gelungen, das Schweigegelübde der Mont Pèlerin Society aufzubrechen. Das heißt, nachdem Frau Horn dazu gestoßen war, durfte man vorsichtig andeuten, in einer Stadt im Norden Deutschlands tagten Wissenschaftler im Gedenken an einen Berg, der für eine gewisse ordnungspolitische Ausrichtung stehe, und wie man höre, gehe es abermals um die Freiheit. Und das hat sie langsam ausgeweitet, so dass man heute relativ Lesbares über solche Veranstaltungen, jedenfalls bei uns in der Zeitung, drucken kann.

Wessen immer sie sich annahm, der hatte eigentlich das »große Los« gezogen. Frau Horn hat geworben, hat nicht geschmeichelt, sie hat dargestellt. So hat sie sich zum Beispiel über eine Reihe von Jahren einer Gruppe von Forschern angenommen, die eine Art Wiederbelebung der Institutionenökonomik versucht haben und denen das auch mit der Hilfe von Frau Horn gelungen ist.

Dass dies in Deutschland überhaupt nötig war, ist eine merkwürdige Sache. Denn traditionellerweise – und in Freiburg war das immer so – ist Ökonomik eigentlich Ordnungsökonomik gewesen, also Institutionenökonomik: eine Lehre von den Institutionen, die in ihrer Gesamtheit eine schöne, eine gute, eine wettbewerbliche, damit auch die Leistungsethik fördernde Ordnung schaffen.

Das ist aber später durch die amerikanische Schule, die etwas formaler an die Dinge heranging, überdeckt worden. Diese Forscher haben das für Deutschland in einer anderen Weise als die alte Institutionenökonomik – deswegen heißt sie auch »Neue Institutionenökonomik« – wiederentdeckt, wieder aufgebaut, und Frau Horn war daran beteiligt. Und natürlich befasste sie sich immer wieder mit Hayek, in allen seinen Facetten und zwar auch mit solchen, an die sich andere dann doch nicht herantrauten.

Bekannt und immer präsent ist Hayeks Kontroverse mit Keynes, die ja nie ausgestanden sein wird. Es gibt immer wieder eine neue Situation in der Weltwirtschaft, in der gefragt wird, »hat Keynes nicht doch ein ganz klein bisschen recht?« und in der dann diese »Hayek-Keynes-Kontroverse« von neuem geführt wird. Die war sozusagen »Fußgängertempo« für Frau Horn. Es ging ihr nicht nur um die Wettbewerbstheorie, sondern natürlich auch immer um die spontane Ordnung, die Frage »Wie bildet sich – sicherlich nicht ohne menschliches Zutun – spontan eine Ordnung, die den Freiheitskräften Lauf lässt?«

Sie hat auf eine sehr eindeutige und eindringliche Weise geschildert, wie gerade die neue Institutionenökonomik zeigt, wie sich in einem Mittelweg zwischen Erfindung – also eben doch nicht spontan – und der spontanen Lösung von Fragen, die sich aus dem Leben stellen, eine gute wettbewerbliche, unsere Ideen fördernde Ordnung herausbildet. Lassen Sie mich dies – vielleicht für die ganz wenigen, die sich damit nie befasst haben – an einem Beispiel deutlich machen.

Nehmen wir einen jungen Mann, der ein Auto verkaufen will. Ein anderer junger Mann oder eine junge Frau möchte ein gebrauchtes Auto kaufen. Die beiden finden zusammen. Der Käufer sagt: »Das Auto sieht gut aus, wie viel wollen Sie dafür haben?« Der andere nennt einen Preis. Dann fragt der erste: »Ist das Auto in Ordnung?«. Der Verkäufer antwortet: »Ja.« Der Käufer fragt: »Wie lange wird es denn noch in Ordnung sein?« Darauf antwortet der Verkäufer: »Das weiß ich nicht.« Kommt ein Tausch zustande?

Wenn der Tausch zustande kommt, herrscht Unsicherheit, der vielleicht ein Preis entspricht, den der Käufer nicht für angemessen hält. Möglicherweise geht er nach Hause und sagt:

»Vielleicht hast du zuviel bezahlt.« Oder aber der Tausch kommt nicht zustande. Dann sitzt der eine auf dem Auto, das er nicht mehr haben will, und der andere auf dem Geld, das er nicht mehr haben will. Das ist auch nicht optimal. Und so taucht die Frage auf: Was machen wir in der Situation?

Und dann würde der Neoklassiker sagen – ich bitte um Nachsicht für diejenigen, die der Neoklassik angehören: »Machen wir doch ein Gesetz«. Der Staat legt darin fest: Wer ein gebrauchtes Auto verkauft, muss drei Jahre lang für dessen Zustand, der im Augenblick herrscht, haften. Das würde dazu führen, dass der Preis steigt und weniger Autos verkauft werden. Das ist das, was wir heute haben. Der fürsorgende Staat kümmert sich um eine Marktseite und verschüttet die Initiativen der anderen. Es kommen Verträge nicht zustande, die eigentlich von beiden Seiten gewollt werden.

Der Freiburger Ökonom würde sagen: »Nun lasst doch den Staat aus dem Spiel. Sagt den beiden, sie sollen miteinander verhandeln.« Sie könnten alternative Preise nennen. Der Verkäufer könnte vorschlagen: »Entweder du bezahlst mir 10.000 Euro für das Auto oder du zahlst 2.000 Euro mehr und ich hafte das nächste halbe Jahr dafür.« So gibt es eine ganze Reihe, eine ganze Skala von Preisen, die unterschiedliche Qualitätserwartungen des Käufers entsprechen können. Das wäre eine spontane Ordnung.

Wem diese Option einfällt, der hat der Gesellschaft als Ganzes einen großen Gefallen getan. Es kommen die Transaktionen zustande, die man haben wollte, und es wird niemand einseitig durch den Staat belastet, sondern jede der beiden Marktseiten macht es freiwillig. Wir haben eine Vielzahl von Geschäften in einem blühenden Land von Altwagenhändlern. Und das lässt sich natürlich auch auf andere Lebensbereiche übertragen.

Solchen Fragen widmet sich die Neue Institutionenökonomik, die, wie gesagt, alt ist für Deutschland, die ein bisschen verschüttet war, die, durchaus unter der publizistischen Mithilfe von Frau Horn, wieder auferstanden ist und an Hayek anknüpft.

Ich denke, man muss nicht, nein, man sollte sogar nicht in einer Tageszeitung ein Abstraktum neu anbieten. Man muss aber auch nicht unentwegt bestimmte Forschernamen wiederholen. Auch das kann einen Abschreckungseffekt haben. Wichtig ist, dass man aus ihrem Geiste lebt, dass man sie verstanden hat und in ihrem Geiste für die Bewältigung der Probleme wirbt, die Sie, Herr Bundespräsident, eben genannt haben. Das bekommt dem geistigen Erbe des Forschers, es bekommt der Zeitung und es bekommt der Allgemeinheit.

Dies tut Frau Horn, und deswegen sage ich allen Liberalen in der Welt und allen, die hier in diesem Saal sitzen, im Namen der bisherigen Preisträger der Hayek-Stiftung: Willkommen Karen Horn!